

Vielleicht muss man die Sache erklären, vielleicht ist es nicht normal, an einem mit Bilderbuchbildern überladenen Spätsommernachmittag mit weißen Leinentüchern bekleidet reihenweise durch eine Schneise in einem Maisfeld zu stiefeln, das eigene Gehen als Flanieren zu deuten, sich an einem mitgebrachten Trinkbecher, gewichtigen Blicken und wohlmeinenden Ansichten (»Komm, da vorn gibt es die guten Gespräche«) zu ergötzen, um Punkt siebzehn Uhr ein fürwahr Nymphaeum Wilhelmineum Kuratorium genanntes Glashaus zu betreten, in den darin befindlichen künstlichen Teich zu steigen, sich einen Schlauch voll kohlenstoffreiches Mineralwasser in den Mund zu stecken, die Scheine aus den extra aufgenähten Taschen zu ziehen und auf Riesenseerosenblättern Roulette zu spielen. Vielleicht muss man das wirklich erklären, vielleicht ist das wirklich nicht ganz normal. Andererseits, immer noch besser als im Glashaus nebenan in eine Wanne zu steigen, sich auf einen aufblasbaren Sattel zu setzen, ein Gummirohr in den Arsch gesteckt zu bekommen und auf innere Reinigung zu hoffen. Das Purgatorium fürs paradiso interiore – literweise Camillenwasser, Rhizinusöl, Mohnsaft und Ammoniak – was nichts daran ändert, dass es Punkt sieben aberfüllt zurück ins Zimmer geht, derweil sie zwei Glasscheiben weiter noch immer die Kugeln über die grünen Teller flitzen lassen und der, der am meisten gewonnen hat und es sich jetzt leisten kann, flugs eine Nacht in dem hinterm Bassin stehenden Pappmachéhäuschen bucht, seine an Hysterie grenzende Freude oberflächlich verbirgt, damit das Wasser samt Riesenseerose unterschwellig aufschaukelt und sein totsicheres System binnen Sekunden zum vollständigen Absaufen bringt. Gegen Mitternacht wird er dann, mit von Heilwasser aufgegebener Haut, von einem sich in traurigem Wissen badenden Mann aus dem erdbrandigen Teich gezogen und eine entsprechende Kur für den nachfolgenden Tag verordnet, woraufhin er, begleitet von einem klinisch toten Papagei, mit hängendem Kopf in seine überteuerte Bude schlurft, die Tür wie einen Stöpsel herauszieht und in ein Bett fällt, dessen Einfachheit im Schlaf ein allgemeines Gefühl von Landleben erwecken soll.

Ja, vielleicht muss man das wirklich erklären, vielleicht ist das wirklich nicht ganz normal.

Andererseits, hat Fuggert nicht schon vor Monaten eine lethargische Prozession somnolenter Gestalten an seinem geistlichen Auge vorbeiziehen sehen? Im November des vergangenen Jahres, als er sich beim

Schmied frisch auf den geschlagenen Amboss werfen wollte, sechs Tage bevor unter ihnen die Erde zu brennen begann? Und hat ihm dieser Anblick nicht den Rest gegeben? Den Rest, der ihn davon abhielt, sich an frischem Quellwasser zu Tode zu saufen und ihm eine erste Lücke in den pflichtigen Rhythmus zimmerte, auch wenn er die Augen schon bald wieder von ganz alleine verschloss und sie erst spät, vielleicht zu spät, wieder öffnete, an dem Morgen, als die Wallfahrt der Ungläubigen bereits siebenzig Tage vorbei und von Heilungssuchenden noch nicht mal im Traum was zu sehen war, sich stattdessen die Grenze aus Blech über Nacht verschoben, ja geradezu zurückgezogen hatte und jenen Raum freigab, der in Zukunft als Friedhof dienen sollte, auf drei Seiten umgeben von einer mannshohen Mauer aus frisch verputztem Bruchstein und vorabgefüllt mit zwei Gräbern, deren Größe vielleicht nichts Gutes, gewiss aber nicht zwei mal sechs halbe Kinder erahnen lässt.

Dick kniet nieder, pflanzt einen Korb karmesinroter Immortellen. Er hat sie heimlich gezüchtet.

Fuggert über ihm spricht kein Wort, dreht den Kopf schweigend zur Seite.

Unten im Tal werden sie die Gräber zu- und den Friedhof auflassen müssen. Den Friedhof, über dessen Mauer bald schon die Eisenbahn rollt.

Hier oben aber, auf den kiesknirschenden Wegen, liegen im Dutzend die Schnecken, die Körper von den eigenen Häusern zerschnitten und die nackten von groben Sohlen zermatscht. Hinter der Mauer aber, unter einem Busch, liegt ein Reh. Mit vom Tau glänzenden Augen, aufgebläht und bis in die Innereien durchweicht.

Vielleicht kann man die Sache hier nicht erklären.

Vielleicht muss man sie erstmal beschreiben.

Aber dazu muss man anders schreiben.

Anders, als ich es hier kann.

Noch ein Versuch. Nur noch ein Versuch.

Das Haar erst lang, dann länger, inzwischen längst schon licht, steht Richard Bary am Abend des zweiten Juni auf Trutz von Trübestroms Kartoffelfeld und beginnt, eine Melone in der Hand, zu kegeln. Ein Ziel hat er nicht, es gibt einfach keins. Ob das ein Glück ist, weiß er nicht zu sagen.

Andererseits, gäbe es eins, so müsste er es verfehlen – oder aufgrund der Unentrinnbarkeit der Zeilen zwangsläufig treffen. Und das wäre kein Kegeln, das wäre Jagen auf totes Getier.

Das Reh aber lebt von diesem Moment an noch genau sechs Tage. Am siebten Tag aber wird es ruhn. Damit er es finde, am achten, dem Anbeginn der Ewigkeit, der Zeit der Auferstehung und des Trosts, dem Tag, an dem er ihm den Tau von den Augen wischen wird.

Das Reh, das dicht an den Blechplatten vorbeijagen wird. Das Reh, das hinter Steinen verschwindet. Das Reh, das sich zum Sterben zwischen zwei Mauern legte, unter einen Busch, dessen eiserner Vorhang in der sternenklaren Nacht seines Todes aufgezogen ward.

Noch aber liegt all das außerhalb seines Möglichkeitsraums. Und selbst wenn, er hat schon zu oft voraus- und dann wieder zurückgeblickt. Dazwischen fehlte ihm jedes Mal das entscheidende Stück.

Er streicht sich über den Kopf. Bald hat er auch da eine Melone. Dabei hat er schon jetzt ein paar hundert, bei seiner allerersten Ernte.

Und seine Frau? Die lässt sich ihre beiden gerade kneten, von Sich-von-fremden-Händen-Ernährer-Händen. Starke Hände sind das. Und oben-drein noch so gepflegt. Wirklich zauberhaft, diese Hände!

*Sieh sie vögeln unterm waschblauen Himmel, sie säen's ihr ein,
doch erntet sie's nicht, sie sammelt's in Häusern aus Glas.*

Im Grunde müsste er nur weiterkegeln, die Zeilen hinter sich lassen und die grüne Kugel übers Feld hinaus in den Wald treiben, wo sie es gerade ... Aber was weiß er schon! Und selbst wenn, was kann er schon tun? Er hat geerntet, was er gesät – und jetzt treibt er's durchs Land, jagt die Melone mit jedem Wurf dreißig, vierzig Meter weit über die lehmigte Erde und genießt dabei den Klang des herabhängenden, durchschossenen Krauts. Vor und zurück. Vor und zurück. Vor und – da muss er an die Allee denken, die Allee, die er ihr ins Maisfeld bauen soll, und daran, wie die Kursüchtigen gemäß ihrem Wunsch darauf wandeln, vor und zurück, vor und zurück – wie Bauer und Ochse, das hat er sich schon damals gedacht, kurz nachdem sie (vom welchem Geld eigentlich?) das noch im Boden steckende Maisfeld gekauft, im April, als Trutz von Trübestrom anfang, sich ein Scheißhaus an die Außenwand seines Hauses zu kleben.

Verdammt nochmal, das macht doch alles keinen Sinn! Darauf kann er doch nicht sein ganzes weiteres Leben, seine Geschichte aufbauen. Und erst recht keine Häuser aus Glas. Nur weil bei irgendeinem Kerl in Gottweißwo die Kühe das Wasser aus einem alten Kohleschacht gesoffen haben und davon nicht nur gesund, sondern auch gleich noch so groß und stark geworden sind, dass sie nach ein paar Tagen angefangen haben, die ganze Weide zuzuschießen und die Leute im Dorf fortan gezwungen waren, ihr geliebtes Kuhbingo andersrum zu spielen und auf den Quadratmeter zu setzen, auf dem als letztes noch was Grünes zu sehen war.¹

-
- 1 Tatsächlich stammt diese Geschichte, wie wir gleich sehen werden, nicht von Dick, sondern von Charmosyna, der seine Quellen – wie üblich – nicht nennt und es stattdessen vorzieht, seine Aussagen irgendwelchen scheinbar frei erfundenen Figuren zuzuschreiben. Scheinbar! Denn auf dem Grund seiner abgeschmackten Phantastereien erkennen wir die harten historischen Fakten, sehen wir die geschichtliche Realität. Unsichtbar für den, der lieber Luftschlösser baut, statt im Elfenbeinturm eiserne Wissenschaft zu betreiben, ruhen sie, hinabgesunken aus dem Wolkenkuckucksheim des seichten Fabulantentums, klar und deutlich vor uns auf dem Boden der Tatsachen. Wir möchten den geneigten Leser daher bitten, das unsaubere und in jeglicher Hinsicht falsche Geschäft des Vogels mit Nichtbeachtung zu strafen (und uns damit weitere Berichte und Hinterzimmerhistorien zu ersparen). Und auch wenn es eigentlich nicht nötig ist, so wollen wir unsere Forderung doch kurz begründen und ein ganz allgemeines Beispiel dieses Fiktionen vor Fakten setzenden Treibens geben. So schnurren – und dies ist wirklich nur ein ganz allgemeines Beispiel – historische Entwicklungen, welche Jahre, ja Jahrzehnte dauerten, bei Charmosyna für gewöhnlich auf wenige Tage, ja mitunter auf Stunden zusammen, derweil sich die Komplexität historischer Prozesse als »lustige« Abfolge lächerlicher Zufälle, unmotivierter Auftritte und niederer Beweggründe zu »erkennen« gibt, woraufhin sich die von lauter unlauteren Projektionen und billigen Herabwürdigungen durchsetzte Geschichte zu entwirren scheint. Scheit! Denn in Wahrheit werden auf diese wahrhaft unverbesserliche Art und Weise sämtliche Fakten verdreht, vergessen, verkehrt oder vertauscht. (Wir werden weiter unten noch Gelegenheit haben, dafür Beispiel zu geben.) Es ist uns daher ein Gebot der Stunde, Charmosynas heißgedrehtes Histörchen (»Hör zu Dicker, wenn das so weitergeht, seh ich mich gezwungen ...«) links liegen zu lassen (auch wenn es tatsächlich vor uns liegt, um nicht zu sagen über uns steht) und die Geschichte noch einmal zu schreiben. Hat der getreue Leser sie bis zum Ende verfolgt, mag er mit »Drei Tage später stößt Richard Bary auf seinem Feld auf neues Glas« weitermachen. All jenen aber, die selbst der schlimmsten Verlarvung noch etwas abzugewinnen versuchen, raten wir, Charmosynas schamlose Camouflage ohne Anspruch und

Hoffnung auf Gewinn zu lesen, sie mit den von uns präsentierten Fakten zu vergleichen und darüber zu erkennen, wie es eigentlich gewesen ist.

So denn: Waren Charmosynas Flausen über dampfbetriebene U-Boote noch in der Zukunft angesiedelt, so bewegen wir uns diesmal im Bereich der Realgeschichte, obgleich diese, wie bereits erwähnt, von Charmosyna »phantastisch« umgeformt und somit ihres realgeschichtlichen Charakters entkleidet wird. (Bloßes Fabulamentum und eine nackte Fälschung der Tatsachen sind nicht selten das Ergebnis eines derart verantwortungslosen Handelns.) Gleichwohl, fest steht, dass im Jahr 45 v. Ch. (d. h. vor Charmosyna) ein gewisser John Parkinson – ein gewöhnlicher Spekulant und Projectemacher – in einem kleinen, von unseren historischen Landkarten zurecht verschwundenen Ort ein Stück Land erwarb, unter welchem er reiche Kohlevorkommen vermutete. Ohne zuvor geologische Erkundungen angestellt zu haben und ausgerüstet mit nichts als ein paar Spitzhacken und Schaufeln, begannen Parkinson und eine Handvoll von ihm angeheuerter Männer, deren sämtliche Namen im Dunkel der Geschichte begraben liegen, damit, das Land unter ihren Füßen aufzuschaueln. Allein, nach exakt 155,45 Metern stießen sie auf einen Riss, oder Spalt (die Quellen sind sich hierin nicht einig), welcher große Mengen salzhaltigen Wassers freigab und ihren bloß provisorisch ausgemauerten Schacht zu überfluten drohte. Getrieben von der Aussicht auf reiche Gewinne, ließ Parkinson eilig einen Kanal graben, leitete das Wasser über einen toten Querarm ins Nirgendwo und machte sich zurück an die Arbeit. Zweihundert Meter über seinem Kopf warteten bereits die ersten Aktionäre, und Parkinson wusste, dass sie ihm aufs Haupt schlagen würden, wenn er nicht bald Kohle fände. Jedoch, so tief und breit seine Männer auch gruben, von Kohle nirgends eine Spur. Schließlich, nach dreieinhalb Monaten allerschlimmster Plackerei, hievte Parkinson zwei Hände allerbestes Brennmaterial ans Tageslicht, und die allgemeine Freude war groß. Allein, die Begeisterung entpuppte sich als Strohfeder, wurde doch das Gerücht laut, Parkinson habe sich die Kohle zuvor andernorts besorgt und sie in seinen Hosentaschen nach unten geschmuggelt, wo er sich in aller Ruhe Gesicht und Kleidung einreiben konnte, um den Fund angemessen zu präsentieren. Was hieran Wahrheit und was Dichtung ist, lässt sich mit letzter Sicherheit nicht sagen, doch fällt auf, dass bereits zwei Tage später die Schaufeln und Spitzhacken weggelegt wurden und man es von nun an vorzog, die Suche mit Sprengstoff fortzusetzen, was Parkinson mit der »extremen Festigkeit des Gesteins« begründete (Schichtbuch, S. 55). Von den beiden kurz darauf sich ereignenden Sprengunfällen (ein Toter, drei Verletzte) lesen wir bei ihm indes nichts, und einzig die Tatsache, dass der Schacht im darauffolgenden Jahr in sämtlichen behördlichen Quellen als »aufgegeben« ausgewiesen ist, zeigt das vollständige Scheitern der Unternehmung an. Parkinson verließ daraufhin das Land, offenbar nicht daran denkend, dass hinter den dicken Baumstämmen, die den Eingang des Schachtes fortan versperrten, noch immer eine Quelle sprudelte – und dass sie dabei war, sich einen Weg aus der aufgeweichten Erde heraus zu

bahnen. Die ersten, die etwas davon mitbekamen, war eine Herde ziemlich abgetakelter Rinder, die auf einer nahegelegenen Wiese grasten und das salzhaltige Wasser offenbar für einen großen, flüssig gewordenen Leckstein hielten und tranken. Drei Wochen später stellte ein ob der ebenso plötzlichen wie unerklärlichen Verjüngung des gesamten Bestandes vom Besitzer herbeigerufener Veterinär »eine abnorme Kräftigung der Oberschenkelmuskulatur ausnahmslos aller Tiere« fest, was die komplette Herde allerdings nicht davor bewahrte, die nächsten zwei Tage im Stall zu verbringen, da auf der von Menschen und Eimern überquellenden Wiese einfach nicht mehr genug Platz für sie war. In der Nacht zum dritten Tag aber gelang es dem Besitzer des Landes, einem Manne namens Hotchkin (andere Quellen nennen ihn Hotchkiss oder Hotkiss), den Austrittspunkt der Quelle zu lokalisieren, ihn mit einem Brunnen zu ummauern, Wachen aufzustellen und selbige mit anderthalb Litern pro Stunde zu bezahlen – ein Vorgang, der als »Erste große Abspeisung« Eingang in die Lokalgeschichtsschreibung gefunden hat. Die »Zweite große Abspeisung«, welche gewiss ungleich größer war, schloss sich direkt an diese an und war besonders in ihrer frühen, der sogenannten ruralen Phase von einer Flut kollektiver Entgichtung geprägt. »Bucklige Alte, welche ehemals ohne Stock umgefallen, warfen, kaum dass sie vom Wasser gekostet, ihre Gehhilfen fort und fielen übereinander her, wie sie es selbst zu ihren unkeuschesten Zeiten niemals getan«, heißt es etwa in der Studie *Von den Anfängen der Brunnisten* (S. 304). Gleichwohl sollte es noch bis ins Jahr 32 v. Ch. dauern, bevor T. J. Hotkiss (unter diesem Namen erscheint er jetzt ausnahmslos in sämtlichen Quellen) vor Ort das erste Badehaus errichtete, dessen Nutzung er jedoch zunächst ausschließlich sich selbst vorbehielt. (Rheuma ...)

Desungeachtet wuchs die Zahl derer, die sich von dem Wasser Heilung versprachen und zu der Quelle pilgerten, im Laufe der Jahre immer mehr an, weshalb auch das umliegende Dorf, welches vor der Entdeckung der fehlenden Kohle lediglich achtundneunzig Seelen zählte und im Grunde nicht mehr war als eine zwischen zwei Felder ins Gras gekippte Ladung dunkler Hütten und halb verfallener Gehöfte, zu prosperieren begann. Und gewiss, mochten die dort lebenden Seelen auch nicht die edelsten sein, so besaßen doch nicht wenige von ihnen einen ausgeprägten Sinn fürs Geschäft, wie zwei zeitgenössische Berichte sehr gut illustrieren. Der erste wurde bereits wenige Wochen nach dem »herrlich Kuhvertränken«, worunter hier die Zeit *vor* der ersten großen Abspeisung zu verstehen ist, von einem uns unbekanntem Autor verfasst. Er schreibt: »Und ist jetzt ein so großes Zulaufen von allen Orten und Enden, von den armen Krüppeln, Lahmen, Tauben, Blinden und besessenen Menschen, ja auch was sie für Krankheiten haben, daß man nicht Herberg noch Behausung genug haben mag, sondern machen allda auf dem Feld Hütten gleich wie in einem Lager.« Nun, es ist eine ganze Reihe von Punkten, die den aufmerksamen Historiographen hier aufhorchen lassen. Erstens gab es in dieser, wie wir sie nennen wollen, »präprosperativen Phase« – wir schreiben das Jahr 43 v. Ch. – nicht genug Unterkünfte für alle Heilsu-

chenden, weshalb diese – zweitens – dazu übergangen, selbst für ihre Behausung zu sorgen, wobei sie sich – drittens – offenbar an der Architektur des (damaligen) Dorfes orientierten und auf den naheliegenden Feldern »Hütten« bauten, welche man sich als kleine, eilends aus Holz- und Pflanzenresten zusammengezimmerte Verschläge vorstellen muss, die wahlweise bis unters »Dach« verräuchert oder von allen Seiten von Zugluft durchpiffen waren. Dass eine – und damit kommen wir zum vierten Punkt – unter derartigen Bedingungen durchgeführte Kur überhaupt nicht erfolgreich sein kann, scheint selbst einem Historische-Tatsachen-Verächter wie Charnosyna nicht entgangen zu sein, spricht er doch – obgleich nur am Rande (»Im übrigen ...«) – von der Notwendigkeit, die Kur zu wiederholen. Doch glaube man ja nicht, damit sei die ganze Phantasterei des Vogels weniger falsch und abgeschmackt. Im Gegenteil! Die – so wollen wir als studierte Historiker sagen – strukturellen Grundlagen des Raummangels verkehren sich bei ihm zur unbegründeten (und letztlich auch unbegründbaren) Laune irgendeines frei erfundenen Subjekts, so dass es geradezu passend erscheint, dass selbiges permanent seinen Namen wechselt. Doch wollen wir lieber fortfahren, als dem Vogel auch noch hier »unten« Raum zu geben, obgleich zuvor noch der fünfte und letzte Punkt unserer kleinen Quellenexegeese genannt werden soll, schließlich – und damit kommen wir zu einem begriffsgeschichtlichen Aspekt – werden die Hütten auf dem Feld zu einem »Lager« vereint, welches einen geradezu grauenhaften Anblick geboten haben muss und mit den Lagern, wie wir sie heute kennen, nicht das Geringste gemein hatte.

Nun, bevor wir den zweiten Bericht vorstellen, sei der Vollständigkeit halber noch jene Übergangsphase (42 bis 26 v. Ch.) genannt, in welcher vor Ort zwar viele Herbergen gebaut und auch der Mangel an Übernachtungsmöglichkeiten um einiges verringert wurde, es jedoch für nicht wenige Einheimische zur Gewohnheit wurde, in zwei Schichten zu schlafen, hatte man doch, vor allem in den Anfangsjahren, 50 Prozent der eigenen Betten an Heilsuchende vermietet. (Hauptschlafenszeiten waren 20 Uhr bis 2 Uhr und 2 Uhr bis 8 Uhr, wobei es, wenn man den Quellen Glauben schenken darf, gegen 2 Uhr häufig zu Auseinandersetzungen kam, welche in 87 Prozent der Fälle von der Muntergebliebenen gewonnen wurden. (Addendum: Die hier zu Rate gezogenen Schichtbücher dürfen nicht mit den im Bergbau verwendeten Schichtbüchern verwechselt oder gar mit diesen gleichgesetzt werden.))

Nun aber zu unserer zweiten Quelle, einer im Jahr 25 v. Ch. anlässlich des »Zwanzigjährigen Aufbruchs des Wassers« von einem Mitglied des Verschönerung-Vereins gehaltenen Rede, die in einer vom Verein herausgegebenen und unter seinen Mitgliedern verteilten Festschrift abgedruckt ist (»Schöner unsere Stadt«, S. xii–xiv). Und gleichob es uns auch in diesem Fall noch nicht gelungen ist, den Autor namhaft zu machen, so zeigt uns doch allein die Wahl der Worte, welche ungeheure Entwicklung hier binnen weniger Jahre vorstatten gegangen sein muss. Die Rede nun liest sich so. (Auszug).

»Was ist nur aus diesem trostlos unter ewig grauem Himmel liegenden Land geworden? Wo ist der dumpf vor sich hin darbende Ort, wo die versumpften Äcker und Seelen? Ich sage es euch: Wir haben sie allesamt zum Teufel gejagt! Und: Wir haben gut daran getan! (Laute, zustimmende Rufe.)

Schauen wir uns doch nur einmal um. Vergessen die Hütten, in denen wir mit unseren Tieren hausten! Hinfort die Jahre, in denen wir den Schlaf der Gerechten teilten!! Vorbei die ganze dunkle Zeit!!! (Vorbei, vorbei!)

Wir leben in einem kleinen, gesunden Städtchen, in dem der Wohlstand groß und die Sterblichkeit gering ist. Wir sind umgeben von einem Kranz herrlicher Landschaftsbilder und freundlicher Architektur. Und dabei genießen wir auch noch die ewige Sommerfrische – und bieten unseren Gästen obendrein die Frühlingfrische ... und die Herbstfrische ... und seit neuestem sogar die Winterfrische! Wir sind gesegnet – und die Quelle hört nicht auf zu sprudeln. (Möge sie es niemals tun!)

Meine lieben Freunde, ich will nicht in die Geschichte abschweifen und schon gar nicht da verweilen, aber vor zwanzig Jahren brach ein Trupp schmutziger, von der Aussicht auf schnelles Geld getriebener Männer auf, um unter unseren Füßen Kohle zu finden. (Gelächter.)

Was ist aus ihnen geworden? Nun, wir wissen es nicht. Nicht, dass es uns egal wäre – vielleicht hat sich ja der ein oder andere inzwischen als Gast an unserer Quelle gelabt –, aber, was ich sagen will, ist dies. Diese Männer trachteten nach dem Falschen und suchten nicht das Richtige. Das Richtige aber ist das Reine. Nicht Kohle, sondern Wasser. (Erhöre ihn, oh Herr, erhöre ihn!)

Das Wasser aber nutzen wir, nutzen es für Solebäder, Stahlbäder, Duschbäder und tausenderlei andere Bäder obendrein. Und Tausende sind es auch, die da kommen, Jahr für Jahr – und Jahr für Jahr werden es mehr. (Und wir nehmen noch mehr!)

Vorbei die Zeiten, in denen die Krüppel und Kranken auf den Feldern lagen. Heute muss keiner mehr die Nächte durchdarben – es sei denn, der Arzt hat es ihm verschrieben. (Gelächter.) Längst haben wir spezielle Zimmer für Gichtkranke, haben Rheuma-Pensionen und Behausungen für Träger sämtlicher uns bekannter Katharre. Und ja, sprechen wir es ruhig aus: Seit einiger Zeit bieten manche von uns sogar Herbergen für Frauen mit abnormalem Geschlechtstrieb und andere solche für Männer, deren Sexualorgane an Überreizungen leiden. (Ganz hinten ruft einer: Zusammenlegen, zusammenlegen! Er wird aus dem Saal gebeten.) Flanieren sie aber über unsere schöne Allee, so sind sie alle vereint. Hier endlich ist Geselligkeit, ist tägliches Orchester, Spiel. Mögen sie also zu uns kommen, die Erholungssuchenden, die Probekurenden und Rekonvaleszenten, die Kurschatten und chronisch Kranken (mit Ausschluss der Geisteskranken und von ansteckenden Krankheiten Geplagten). Mögen sie zu uns kommen oder sich unser Wasser schicken lassen, damit sie gesunden an dem, was uns der Herr gegeben. (Applaus. Amen. Applaus.)«

Nun, die Quelle spricht für sich, wir können uns also kurz fassen: Die Leute kamen, zu Tausenden und Abertausenden. Ja, sie kamen in derart großer Zahl, dass die ortsansässigen Kurärzte irgendwann anfangen, ihre Diagnosen an den noch freien Betten auszurichten, was dazu führte, dass Ochsenhungrige mit Anorektischen tafelten, Schnarchbindenträger neben Neurotischen nächtigten und ganze Gruppen von Urinrinkern unter den Betten von Diabetes-mellitus-Patienten verweilten. Und auch wenn dadurch einige – gewiss ganz zufällig zu nennende – Erfolge erzielt wurden, so wurde unter den Herbergsbesitzern schon bald die Sorge laut, mehr Geld sei nur noch durch »Schichtschlafen« zu verdienen. Und weil man damit gar nicht erst wieder anfangen, mit dem anderen aber noch viel weniger aufhören wollte, ließ T. J. Hotkiss im Namen des Verschönerungsvereins (dessen selbstverständlicher Vorsitzender er war) im Jahr 23 v. Ch. den Entrepreneur und Handlungsreisenden B. Turner kommen, von dem es hieß, er könne »jedes Gebäude in jeder Form und Größe« binnen kürzester Zeit liefern und aufbauen. (Nebenbei bemerkt: Charmosyna scheint seinen billigen Witz (der gusseiserne Bahnhof, der eigentlich ein Hotel und deshalb unbrauchbar ist) aus dem Umstand bezogen zu haben, dass in den Quellen – Akten des Verschönerungsvereins, Bd. XII, S. 137 ff. – nicht auch explizit von »jeder Funktion« die Rede ist. Aber wie dem auch sei, was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Wir wollen uns folglich nicht an derartigen Lücken laben, sondern einzig und allein der historischen Wahrheit wegen festhalten, dass sich die Geschichte ex negativo nicht schreiben lässt. Erst recht nicht, wenn sie – wie wir an Charmosynas Beispiel weiter unten zu zeigen gedenken – einem Puzzle gleicht, bei dem nicht nur ein paar, sondern die Mehrzahl aller Teile fehlt und überdies von den entscheidenden nicht das Geringste zu sehen ist.)

Fahren wir also fort. Den erhaltenen Quellen zufolge stellte sich der besagte Turner als tatkräftiger und keine Schwierigkeiten kennender Mann vor, der angab, »im letzten Jahr sechs von Gott eigenhändig bereits registrierte, abgenommene und Chthonia halbwegs treu enthobene [=gebrauchte] Kirchen auf- und weiterverkauft« zu haben, und zwar »als Ganzes wie auch in Teilen«. (Ebd., S. 139).*

* Der ob dieses Tuns möglicherweise leicht irritierte Leser möge sich vor Augen führen, dass es zu dieser Zeit (24 v. Ch.) eine Vielzahl an Kirchen gab, deren Charakter – durch die äußeren Umstände bedingt – von äußerst temporärer Natur war. Gemeinden mit kleinem Budget zogen aus dieser Tatsache oft großen Nutzen und kauften Dächer, Türme, Wände und Altäre bereits gebrauchter Kirchen zur Ausbesserung ihrer eigenen auf. Zudem: Dort, wo Kirchenneubauten geplant waren – und das war zu dieser Zeit häufig der Fall – waren gebrauchte Gotteshäuser eine gern genutzte, wenn auch nicht immer gern gesehene Alternative. Die gebrauchten Kirchen jedenfalls wurden in aller Regel öffentlich versteigert und mussten vom Höchstbietenden binnen zwei Wochen bezahlt und abgebaut werden. In Charmosynas Phantastereien findet sich von all-

dem nichts. Das Puzzle bleibt auch an dieser Stelle leer. Lethe, so scheint es, ist seine einzige Quelle. (Im übrigen sei angemerkt, dass das Thema »Gebrauchtkirchen« noch immer einer eigenen Studie harret. Was die Quellenlage betrifft, so kann diese durch eine Vielzahl entsprechender Zeitungsannoncen als gut bis sehr gut gelten.)

Und so kommt es, wie es kommen musste: Turner wird beauftragt, »möglichst lautlos und schnell« ein Hotel zu besorgen, »so groß und günstig als irgendwie machbar« und darüber hinaus »ästhetisch von einer solchen Zumutung, dass die Aufenthaltsdauer der Gäste« – »der darin wie der davor« – »notwendigerweise um ein bis zwei Wochen verlängert wird.« (Die Zitate zu dieser kleinen Collage finden sich ebd., S. 142, S. 141, S. 142, S. 142, S. 142; in dieser Reihenfolge.) Nun, man mag besonders den zweiten Teil der Forderungen als unsachgemäßen, ja vielleicht sogar ungehörigen Eingriff in den Prozess der Heilung brandmarken, doch gilt es zu bedenken, dass die durchschnittliche Dauer einer Kur damals weniger als drei Wochen betrug, sich zugleich aber sämtliche Ärzte und Balneologen darin einig waren, dass für eine wirklich erfolgreiche Behandlung mindestens vier Wochen nötig seien. Doch wollen wir die Geschichte nun zu ihrem Ende bringen. Es dauerte nicht lange (unsere Quelle spricht von geradezu unglaublichen vierzig Tagen, Charmosyna wie gewöhnlich von vier), da thronte mit einem Male ein neuer, majestätischer Bau über dem Land. Dass er aus Wellblech und nicht, wie Charmosyna behauptet, aus Gusseisen war, mochte anfangs keiner so recht glauben, und es bedurfte des ein oder anderen heimlichen Handanlegens, um aus Zweifeln Gewissheit zu machen. Aber wie dem auch sei, während die Herren noch über der Statik grübelten und, als diese sicher berechnet erschien, ästhetische Diskussionen begannen, zeigten sich die Damen schon bald ganz selbstverständlich auf den Balkonen aus Blech, putzten mit ihren Röcken die Wände zu matt glänzenden Spiegeln und flanierten über die Stufen, als seien diese aus Marmor, woraufhin die Diskussionen der Herren sofort verstummten. Als zwei Jahre später die Eisenbahn den Ort erreichte, war auch der letzte Makel beseitigt – und die Geschichte fügte sich an ihrem höchsten Punkte zusammen. »So wie der Dampf ihrem Schornstein entsteigt, entwindet sich das Wasser unter unseren Füßen der Erde«, schrieb T. J. Hotkiss, mittlerweile 84jährig, seinem Verschönerungs-Verein in die Bücher.

Was folgte, war stilles Verdauern.

Im Jahr 117 n. Ch. versiegte die Quelle so plötzlich wie vollständig, und das letzte Zeugnis, das wir besitzen, ist eine mühselig in eine Eisenbahnschiene geritzte Notiz. »Das Wasser ist in der Erde geblieben. Die Geschichte wird von nun an rückwärts laufen. Sie wird es mit der Beschleunigung tun, die wir ihr in unserem Vorwärtsdrange gegeben. Wir folgen der Quelle. Wir gehen allesamt ein.«

Angeblich hat die Krähe die Geschichte in einer ihrer Zeitschriften gelesen und sich davon *inspirieren* lassen; nur hat ihm Charmosyna da was ganz anderes erzählt ...

»Hör zu Dicker, wenn das so weitergeht, seh ich mich gezwungen, dich demnächst den hosenmatzigen Hahnrei zu nennen. War nämlich schon wieder so 'n aufgeblasner Gockel da, und zwar genau in der Stunde, in der du nicht da warst. Und glaub mir, wenn ich dich nicht besser kennen würde, würde ich sagen, du machst das mit Absicht, aber so treudoof bist nicht mal du, zumal ich gesehen hab, wie du mit ner Kiste voller Immortellen übern Hof geschlichen bist. Hättest dich allerdings besser mal umgedreht, weil, kaum dass du weg warst, ist der Kerl zum Tor reingeschnit, als wär's sein eignes und hat einen auf dicke Hose gemacht. Dein Sohn war übrigens mal wieder nicht in der Schule, dafür aber blöd genug, sich mit nem Satz Briefmarken aus der letzten Ausgabe von Herzblättchens Zeitvertreib abspesen zu lassen, wobei der Idiot tatsächlich so dämlich war, sich mit dem Mist die Zeit zu vertreiben, derweil sich der Gockel auf deinem Bett breiter gemacht hat, als du's je werden kannst, was schon mal einiges heißen will, aber noch längst nicht alles ist, weil, kaum dass er da lag, hat er das dumme Huhn, das du deine Frau nennst, auf sich gezerrt – und wenn ich nicht herzbättchenmäßig erzogen wäre, würd ich sagen, er hat mit ihr Eierlegen rückwärts gespielt. Wobei, das erinnert mich an die Geschichte, die dieser Scheiß-Gockel dem gerupften Huhn während ihres kleinen Verkehrte-Welt-Spiels erzählt hat. Wenn du mich fragst, typischer Fall von *coitus retardus narratus*¹ oder wie immer das heißt. Jedenfalls hat er von nem Kerl namens Schmatzschwein oder Schwatzschwein erzählt, der in Gottweißwo lebt und dessen Kühe angeblich das Wasser aus nem alten Kohlenschacht gesoffen haben, wobei die Viecher natürlich nicht so dämlich waren, runter in den Schacht zu marschieren, sondern gewartet haben, bis das Wasser zu ihnen raufkommt, was zwangsläufig irgendwann passieren musste, wenn man bedenkt, dass es in dem Ding gar keine Kohle gab, dafür aber umso mehr Wasser, was die Typen, die die Kohle gesucht haben, aber nicht wussten, weshalb sie auch nen Brunnen gebaut

1 Der Ausdruck »*coitus retardus narratus*« findet sich auf der ersten Seite von Universalis' Texttorso *Umfängliches Beflecken. Fragmente zur Lage eines ungelebten Ichs*. (Unvollendet, unpubliziert.)

und mit Dynamit weitergesucht haben, so lange, bis die ersten heulten, weils anfang, weh zu tun und nichts von dem, was sie reingesteckt hatten, wieder rauskam, was man von dem Gockel und dem aufgespießten Huhn im übrigen nicht sagen kann. Aber gut, den Kohlschacht haben sie jedenfalls irgendwann dicht gemacht, nur leider vergessen, dass da unten noch ne Quelle war, die fröhlich vor sich hin sprudelte, was man, um die Sache abzuschließen, von dem Gockel ebenfalls nicht behaupten kann, es sei denn, man rechnet sein verdammtes Geschwätz mit dazu, was ich aus naheliegenden Gründen aber nicht tun will und dir stattdessen mitteile, dass das Wasser aus dem Schacht eines Tages auf die Wiese gelaufen is, irgendwelchen gichtkranken Kühen direkt vor den Schnabel, was für die Viecher so ziemlich das Beste war, was passieren konnte, waren schließlich kaum noch in der Lage zu laufen, weshalb sie sich auch nicht lange haben lumpen lassen und das Zeug gesoffen haben wie andere ihre Milch. Und siehe da, kaum dass die ersten tausend Liter vorn rein und hinten wieder raus waren, fingen die Viecher an zu wachsen, wurden einfach immer größer und wie man sich denken kann, auch schwerer, was irgendwann dazu führte, dass eine nach der andern anfang, in der matschigen Wiese zu versinken. Anstatt aber kurz *Muh* zu rufen und in stiller Einfalt zu ertrinken, haben sie gegenseitig ihre Schwänze ins Maul genommen und sich aus dem Schlammassel rausgekaut, woraufhin sie sich geschworen haben, nie mehr stillzustehn und von da an nur noch rumgerannt sind, und zwar Tag und Nacht, als hätte sie einer aufgezogen. Nicht mal zum Fressen und Saufen haben die Viecher mehr angehalten, weshalb ihnen das Gras auch nur so durch alle fünf Mägen gepfiffen is und sie angefangen haben, die ganze Wiese zuzuscheißen, bis irgendwann kaum noch was Grünes zu sehen war. In dem Moment aber muss der Gockel dort aufgetaucht sein. Wenn ich sein Gestöhn richtig verstanden hab, war gerade Bingonachmittag und er in der Stimmung für ein kleines Spielchen, was er, nebenbei bemerkt, des öfteren zu sein scheint, obwohl er eigentlich nicht wirklich gespielt hat, zumindest nicht, wenn's stimmt, was er dem Huhn auf seiner Stange erzählt hat, nämlich, dass er sich die Kühe nur kurz angeschaut und dann den Laufweg jeder einzelnen anhand ihres Schwanzwedelns vorrausberechnet hat, was bei drei Dutzend durcheinanderrennenden Kühen und – uuaaahhhh – lauter angekauften Schwänzen meiner Meinung nach vollkommen unmöglich is, auch wenn der überzüchtete Gockel natürlich

das Gegenteil behauptet und gemeint hat, dass es keine große Sache war, weil die Viecher alle einem einfachen Links-rechts-und-beim-Scheißen-still-hochhalten-Schema folgen, weshalb er schon Bingo rufen konnte, bevor der vorletzte Grashalm sein Fladenbrot gekriegt hat.«

»Sag mal, Charmosyna, hast du eigentlich irgendeine Idee, worauf du hinauswillst? Ich meine, außer einer weiteren Demütigung meiner Person?«

»Klar, also, um's kurz zu machen – Schmatzschwein hat seine Kühe am nächsten Tag allesamt schlachten lassen und mit dem omnipotenten Platzschwein aus deinem Bett gemeinsame Sache gemacht, was nichts anderes heißt, als dass der eine seine Wiese umgepflügt und der andere ne Pumpe samt Badehaus draufgestellt hat, woraufhin das Wasser kontrolliert nach oben geflossen is, wo's jeden Tag mindestens zwei Dutzend Leute gab, die genug Geld hatten, um guten Gewissens glauben zu können, es sei irgendwie heilsam, die gichtigen Knochen unter Sturzbäche aus jodhaltigem Wasser zu halten oder stundenlang in Brom zu baden.«

»Wir haben hier keine Quelle.«

»Als wenn's ein Problem wäre, nen Schlauch zu vergraben und das Wasser so sprudeln zu lassen, dass es gesund aussieht. Im übrigen, das schmierige Platzschwein meinte, man müsse den Leuten weismachen, dass so eine Kur nur dann was bringt, wenn sie jedes Jahr wiederholt wird. Schmatzschwein scheint da aber irgendwie anderer Meinung gewesen zu sein, jedenfalls hat er sich den Pflug geschnappt und Badehaus von Platzschwein kurzerhand unter die Kuhscheiße gepflügt.«

»Und dann?«

»Hat sich das Platzschwein ein neues gebaut, zehnmal größer als das alte und vollständig aus Glas, woraufhin die Leute in Scharen gekommen sind und er schnellstmöglich ein Hotel brauchte. Und weil er keine Lust hatte, eins zu bauen, hat er sich eins bringen lassen. Komplett aus Gusseisen und innerhalb von vier Tagen geliefert von einem seiner mobilen Projectmacher-Freunde. Der hatte das Ding angeblich drei Monate vorher irgendnem Provinznest am anderen Ende der Welt als Bahnhof verkauft, war aber so schlau gewesen, die vierhundertzweihundredreißeig Zimmer genau wie die umlaufende Veranda in Einzelteilen zu liefern, weshalb den Leuten vor Ort Fehlfunktion und Überdimensionierung erst auffielen, als das Ding komplett vor ihnen stand.«

Drei Tage später stößt Richard Bary auf seinem Feld auf neues Glas.

Als er daraufhin die Krähe stoßen will, stößt die ihn zurück.

Also nimmt er den Spaten und stößt zu – und gräbt unter dem Glas ein riesiges Loch. Dann legt er sich drüber, nickt mit einem Buch¹ in den Händen ein, schläft unruhig, wacht auf, sieht ein grellweißes Licht, hält die Sache für nichts Gutes, schläft wieder ein und erblickt im Traum eine eiserne Kirche.

Am darauffolgenden Tag findet er ihr Abbild, ganz real, einer Anordnung gleich auf Holz geschlagen und sagt: »Scheiße«, und dann, »große«.²

Aber das ist lange her, und er weiß auch nicht mehr, wann all das passiert ist, *wann es überhaupt passiert sein soll*, und warum, falls es überhaupt jemals passiert ist und er nicht irgendwo auf einer Wiese liegt und träumt, vorwärts und rückwärts, bis er die Stücke alle beisammen hat ... die Kirche, die Glashäuser, die Schienen, das Bergwerk, die Kohle ... wird alles immer mehr und gerät durcheinander, genau wie die Zeit, die irgendwann mal klar und deutlich vor ihm lag, wie ein Feld mit frisch gezogenen Kartoffelzeilen, unverwachsen und gerade; aber jetzt, wo er hier steht und dem Mais beim Wachsen zusieht, ist ihm alles nur noch Kraut und Gewirr, und Gott allein weiß, was in dieser Erde liegt und aus ihr erwächst – und alles, was er tun kann, ist, das traurige Wissen in seinem Kopf zu verscharren und sich einen Weg zu bahnen, ziellos, mit einer Melone in der Hand.

1 An dieser Stelle seien die bibliographischen Angaben, soweit bekannt, nachgetragen. Bei dem Werk handelt es sich um das von einem gewissen Johann Gottfried Graffé herausgegebene Buch *Das Treibhaus. Eine Schrift für bärtige Jünglinge und junge Greise*. Richard Bary scheint über dem vorletzten Paragraphen eingeschlafen zu sein, jedenfalls liegt dieser aufgeschlagen in seinem Schoß.

2 Richard Barys Worte sind uns durch eine Mitschrift Justus Kaleikas überliefert, welcher auf demselben Blatt (es ist auf den 20. Februar datiert) auch die Reaktion des »Holzfällers Nante« dokumentiert hat. Kaleika schreibt: »Als Nante die neue Kirche gesehen hat, hat er ganz laut geröchelt.« Dahinter die Anmerkung »[sic!]«. Weitere Einträge für diesen Tag finden sich nicht, doch gibt es am Ende der Seite einen Kommentar zu Nante, der zweifellos nicht aus Kaleikas Feder stammt. »Hätte im letzten Jahr fast den König gefällt, ohne dabei einen Mann mitzureißen. Beim Austritt der Kugel aus dem Kreis schwankte nur ein einziger Kegel. Als er endlich fiel, lag der König schon eine ganze Sekunde lang außerhalb des hölzernen Rings.«